

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1877.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Weihnachten.

Erzählung von W. Kaufsky.

Er war heute besonders lebhaft der kleine Georg, von seinen Eltern gewöhnlich „der Große“ genannt, er war beinahe aufgeregt, es handelte sich für ihn aber auch um keine Kleinigkeit.

Schon seit Wochen hatte man ihm vom „Christkind“ erzählt, und der dreijährige Bursche hatte begierig aufgehorcht, und wenn er auch nicht alles verstanden hatte, so wußte er doch, daß dies etwas Außergewöhnliches bedente, und daß artige Kinder etwas schönes dabei bekommen und sich darüber freuen müssen, und er freute sich ganz ungeheuer, der kleine Kerl.

Christabend war nun gekommen, die Uhr hatte soeben die fünfte Nachmittagsstunde geschlagen. Georg befand sich in der Küche, wo seine Mama vor einer Weile die Lampe angezündet hatte. Er hüpfte bald auf dem rechten, bald auf dem linken Beine herum und schrie dabei so viel er konnte: „Heute ist Christabend!“ und der anderthalbjährige Hansl, der auf dem Schoße der Mutter saß und mit Milchbrei gefüttert wurde, freute sich seinerseits über den famosen Lärm, den sein älterer Bruder aufführte, und er strampelte aus Vergnügen mit seinen Füßen und sang sein „Ta, ta, tata“ dazu, wobei ihm der Milchbrei wieder aus dem Munde stieß.

Schon vor einer Stunde etwa war der Vater dieser kleinen Familie, der Seher Karl Mahlnacht, nach Hause gekommen, aber statt wie sonst seine Stammhalter wechselweise auf den Arm zu nehmen und sich mit ihnen einige Bewegung zu machen, wechselte er mit seinem jungen, ihm entgegen kommenden Weibchen geheimnisvolle Zeichen und mit einem bedeutungsvollen Nicken gegen die Thür flüsterte er ihr zu: „Es ist schon draußen, Gustel.“ Und Gustel lächelte und nickte wiederholt, gar verständnisvoll.

„Komm Georg,“ rief sie jetzt, „wir wollen Verstecken spielen.“ Er kam rasch herbeigelaufen und sie warf ihm die Schürze über den Kopf. „Wo ist der Georg?“ fragte sie verwundert, „wo ist er hingekommen? ich kann ihn nicht finden.“

Der Junge rührte sich nicht, aber er schmunzelte so recht spitzbübisch unter seiner Hülle und ließ sich suchen.

Diesen Moment hatte der hinterlistige Vater benutzt, um das Tannenbäumchen durch die Küche in das anstoßende Zimmer zu schmuggeln, und als dies geschehen war brachen die Eltern in ihrer Herzensfreude über das gelungene Manöver in ein lautes Lachen aus. Der kleine Bub zog schnell den Kopf unter der Schürze hervor, aber es war zu spät. Der Vater kam soeben wieder aus dem Zimmer heraus.

Die Kinder liefen auf ihn zu. Er her te und küßte sie. Er

konnte seine Freude an ihnen haben, es waren gar hübsche, gesunde Jungen. Der Ältere, ein ausgesprochener Blondin, mit wunderbarem Teint und herrlichen blauen Augen, glich der Mutter, der Jüngere hatte dunkle Augen und eine bräunliche Gesichtsfarbe, er war, wie die Leute sagten, seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten.

Dieser beugte sich zu den Knaben tief herunter.

„Weißt du Georg, was heute ist?“

„Christkind,“ antwortete dieser schnell, indem er dabei in die Höhe sprang.

„Christabend,“ verbesserte der Vater. „Und da kommt das Christkind zu den braven Kindern und bringt ihnen schöne Sachen.“

„Jetzt schon?“

„Noch nicht. Ich muß jetzt erst hinein gehen und dem Christkind erzählen, daß du gut und folgsam gewesen bist.“

„Ich will auch mit hinein.“

„O nein, du darfst erst in das Zimmer kommen, wenn ich läute.“

„Warum denn?“ fragte der Kleine mit seiner hohen, singenden Kinderstimme.

„Das Christkind will es so.“

„Wiest du bald gehen?“

„Du mußt schon noch eine Weile Geduld haben. Das Christkind hat so viel zu thun; es bringt dir ja einen Baum, und zündet daran viele Lichter an.“

Der Bube sah mit seinen großen, klugen Augen neugierig zu ihm auf.

„Bist du das Christkind?“ fragte er forschend.

Der junge Vater lächelte, er befand sich in einem argen Dilemma. Er war zu vernünftig, um in seinem Kinde den Glauben an etwas Uebernatürliches zu wecken, denn das ist eben der Aberglaube, und doch hielt er es mit der traditionellen Poesie dieses Abends unvereinbar ihm die Wahrheit zu sagen. Er hatte unrecht. Für die Kinder sind die Eltern der Inbegriff alles Guten und Verehrungswürdigen . . . und wenn sie von diesen Geliebten an einem Tag des Jahres, an dem Feste, das der Familie geweiht ist, in so feierlich schöner Weise beschenkt werden, vermeint man, daß dies weniger Eindruck auf ein Kinderherz hervorbringen, daß diese direkte Liebesgabe, die vom Herzen zum Herzen spricht, weniger Poesie enthalten, ihre reinen Gemüther weniger für Liebe und Dankbarkeit empfänglich machen würde,

als wenn man ihnen jetzt einen Namen nennt, der für sie eben nichts weiter als Name ist, von dem sie nichts wissen, nichts begreifen und dessen einziger, gefährlicher Reiz in seiner geheimnißvollen Unbegreiflichkeit liegt? Dies Fest wird erst ein wahres Kinderfest werden, wenn alles Uebernatürliche, wenn die fromme Lüge und die himmlischen Gleichnisse daraus verbannt werden, wenn es rein menschlich geworden ist.

„Wer ist denn das Christkind?“ fragte Georg noch dringender. Er war, wie alle wißbegierigen Kinder, ein ewiger Frager.

„Das Christkind, Georg, das die guten Kinder so lieb hat und ihnen gern eine Freude macht, das ist — das ist eben das Christkind.“

„Aha!“ machte der Kleine, als wäre ihm damit alles klar geworden.

Der Vater aber flüchtete nach dieser geistreichen Auseinandersetzung in das Zimmer.

„Mach nicht zu viel Lärm,“ ermahnte er nochmals mit dem Finger drohend, ehe er die Thür hinter sich zuschloß.

„O nein!“ rief sein Söhnchen ihm nach, und seitdem hörte er nicht auf zu springen und zu tanzen, daß der Boden zitterte, und sein: „Heut ist Christkind“ nach eigener Melodie herunter zu singen.

Frau Gustel störte das nicht, sie war daran gewöhnt, und dann hatte sie heute so viel zu denken, ihr liebender, sorglicher Sinn war von der Freude, die sie den Andern bereiten wollte, ganz eingenommen. Sie hatte ihren Jüngsten auf den Boden gesetzt, und war nun beschäftigt den Fisch, der zum Nachtessen bestimmt war, zu putzen und in Stücke zu schneiden, auch Kartoffeln hatte sie an's Feuer gesetzt, sie wollte einen Salat daraus machen, das sollte alles gar gut und appetitlich werden.

Der um zwei Jahre jüngere Bruder ihres Mannes, der Abgott der Kinder, Onkel Fritz, wurde erwartet, um den festlichen Abend mit ihnen zu feiern. Ueber alles gerne hätte die Gustel auch ihre neue Freundin und Wohnungsnachbarin, die achtzehnjährige Rosa, dazu geladen.

Sie hatte das Mädchen herzlich lieb gewonnen und dieses hing an ihr und den Kindern mit gleicher Zärtlichkeit. Rosa wurde nimmer müde, ihr, der Aelteren, allerlei kleine Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten zu erzeigen, um sich ihr nach Möglichkeit nützlich zu erweisen, und heute am Christabend sollte das arme, junge Ding allein bleiben, mutterseelenallein?! Ihre Miethfrau, bei der sie mit noch zwei Kameradinnen gemeinschaftlich ein Kämmerchen inne hatte, brachte den heutigen Abend bei ihrer verheiratheten Tochter zu, und auch die Kameradinnen waren außer Hause zu besreudeten Familien geladen worden; Rosa hatte Niemanden, der sich um sie gekümmert hätte. Sie hatte keine Anverwandten in der großen Stadt, in die sie vor einigen Monaten gekommen war, um daselbst in der großen Buchdruckerei, in der die beiden Mahlknecht als Setzer beschäftigt waren, als Einlegerin, sogenannte Punktirerin Verwendung zu finden. Ihre einzige und beste Freundin war Auguste und diese hatte das junge Mädchen, das ihrem Manne und Schwager wohl bekannt war, noch nicht geladen, einfach deshalb, weil sie es nicht gewagt hatte.

Zwischen Fritz und Rosa existirte seit ungefähr drei Wochen eine grimme Feindschaft, wie jedes von ihnen nämlich selbst versicherte. Was der eigentliche Grund zu dieser Ungeheuerlichkeit war, hatte sie noch nicht erfahren können, beide Theile beobachteten darüber ein unverbrüchliches Stillschweigen, und Auguste war viel zu delikant, um in die Freundin zu dringen und ein Geständniß zu provozieren. Auch war sie der Ansicht, die plötzliche Abneigung sei doch nur eine Kinderei und könne nicht von Dauer sein. Was sollte auch zwischen zwei so lieben, guten Personen, wie die Beiden es waren, die überdies in keinem Verhältnis zu einander standen, die sich täglich nur auf Minuten sahen und bisher kaum einige Worte mit einander gewechselt hatten, so Bedeutendes sich ereignet haben, daß ihre Gemüther in gegenseitiger Erbitterung jede Versöhnung zurückweisen sollten?

Gustel wollte diese Versöhnung herbeiführen, der heutige Abend wäre am passendsten dafür gewesen, und doch fehlte ihr wieder der Muth, den Feind mit der Freundin gerade an diesem Abend zusammenzubringen; wer weiß, es hätte ja auch übel ablaufen können und hätte eines von der Gegenwart des andern in vorhinein gewußt, so wären sie wahrscheinlich beide nicht gekommen.

An alles das dachte Frau Auguste, erwog das Für und Gegen, das Gelingen und Mißlingen ihres Planes, und dabei salzte sie den Fisch und wickelte ihn in Semmelbrösel. Da läutete

es, behende öffnete sie; es war der Briefträger, er brachte ein an ihren Mann adressirtes Schreiben. Das ist vielleicht wichtig, dachte sie und da Hansl so ruhig mit seiner geschnittenen Puppe spielte, erjah sie den günstigen Moment, um es ihrem Karl sogleich zu überbringen. Sie war auch etwas neugierig die gute Gustel, sie wollte sehen, was er da drinnen machte, wie weit er mit dem Aufputz des Baumes gekommen, sie wollte ihm dabei helfen; und dann hatte sie noch allerlei Säckelchen in Verwahrung, die sie heraus legen mußte.

„Gib hübsch auf deinen kleinen Bruder acht,“ sagte sie zu Georg, und nachdem sie vorsichtshalber noch die Lampe auf einen erhöhten Platz gestellt hatte, huschte sie, selbst glücklich wie ein Kind, zu ihrem Manne in das Zimmer. Dieses war durch eine Petroleumlampe erleuchtet. Es war ein geräumiges, überaus nettes Zimmer, freilich das einzige das sie hatten.

Das ziemlich hohe Tannenbäumchen stand am Boden, es war bereits mit einer ziemlichem Anzahl von Nüssen und kleinen Keffelchen, Papierrosen und goldenen Sternen geschmückt. Der emsige Vater war soeben daran, bunte Papierketten festonartig von einem Zweig zu dem andern zu winden. Frau Gustel schlief entzündet die Hände zusammen.

„Das wird sehr hübsch werden, Karl, das wird

„Nicht wahr, Gustel, ich mein' es auch, und der Bub' damit haben wird.“

„Beide, der Hansel versteht das auch schon, was der für Augen machen wird, er ist gar ein er ist so geschickt für sein Alter.“

„Die vielen Lichter, die werden ihn verblüffigierigsten bin ich doch, was Georg dazu sagen nur sein erstes Wort sein?“

„Er wird jubeln, beide werden sie jubeln. Ach, wenn es nur schon fertig wäre, ich kann es kaum erwarten, aber wie ich sehe, gibt's da noch viel zu thun.“

„Freilich, freilich, ich weiß garnicht, wie ich fertig werde, — da haben wir's, die Ketten reichen nicht, ich muß noch ein Stück dazu machen, — und hier das Backwerk! Daran müssen noch rothe Bändchen gebunden werden, damit ich es aufhängen kann, und die Kerzchen müssen aufgesteckt werden. Donnerwetter, wenn nur der Fritz käme, daß er mir helfen könnte.“

„Ich will dir helfen, gib her, ich schneide das Papier für die Ketten und du kannst es zusammenkleben. Die Kinder sind so ruhig, ich kann schon noch ein Weilchen hier bleiben.“

„Das ist mir lieb, Gustel.“

„Ah ja!“ machte sie jetzt. „Hätte ich doch bald vor lauter Freuden vergessen, weshalb ich hierher gekommen — ein Brief für Dich. (Sie zog ihn aus der Schürze.) Sieh her!“

Er öffnete verwundert sogleich das Conwert und sah nach der Unterschrift. „Ach, von unserem dicken Anton!“ rief er lachend aus, und er schob hierauf den Brief ungelesen in die Tasche. „Das ist eine Weihnachtsgratulation, weiter nichts; habe ihn selbst noch diesen Nachmittag gesprochen; aber ich habe jetzt wahrlich keine Zeit, sie durchzubuchstabiren, ich spare mir dies Vergnügen für später auf.“

„Ihr kennt euch schon seit lange?“

„Ja, es existirt zwischen uns so eine Art Jugendfreundschaft, wir trafen als Knaben immer auf der Straße zusammen, und da ich ihm einmal eine lange Nase machte, so prügelte er mich seitdem regelmäßig durch, sobald er mich nur irgendwo zu Gesicht bekam. Der Schurke konnte es fast ungestraft thun, er war gewiß um fünf Jahre älter und ist schon damals ein vierstörtiger Bursche gewesen; da aber meine Faustschläge, mit denen ich mich zu wehren versuchte, auf seinem breiten Rücken gänzlich spurlos vorübergingen und ich ihm niemals wehe that, so faßte er nachgrade eine Art zärtlicher Zuneigung für mich, und diese hat sich bis heute nicht verleugnet.“

„Er ist Hausknecht in eurer Buchdruckerei, nicht wahr?“ fragte Auguste, ein neues Glied in die Papierkette fügend.

„Ja, er ist unser Hausknecht und zugleich unser Don Juan,“ setzte Karl lachend hinzu. „Der Dicki ist trotz seiner Häßlichkeit immer hinter den Fabrikmädchen her, und ich versichere dich, der Kerl hat Glück. Aber Gustel, suche mir ein Tuch heraus, das wir über den Weihnachtstisch breiten können, aber ein hübsches, weißt du, ein brillantes, in Anbetracht, daß sehr viel von dem Tuche und sehr wenig von den Geschenken zu sehen sein wird. — Ach, Gustel,“ fügte der junge Mann seufzend hinzu, „warum haben wir so wenig! Ich wollte, ich könnte heute mit vollen Händen geben.“ Er faßte plötzlich von rückwärts sein Weibchen

um die noch immer feine Taille. „Gustel,“ rief er lebhaft, „Gustel, ich habe Sachen gesehen! Sie hängen ja jetzt das Schönste in die Schaufenster, um einem armen Teufel das Herz recht schwer zu machen. Ich habe immer dabei an dich gedacht, und wie hübsch dich dieses oder jenes kleiden würde, ich möchte einmal so für dich eintaufen können, nach Herzenslust, ich wollte dich schön machen! Indes ist meine Weihnachtsgabe recht armselig ausgefallen, du mußt schon vorlieb nehmen.“

Sie drehte sich rasch um und faßte ihn um den Hals. „Du Ungehorsamer!“ sagte sie mit ihrem lieblich gewinnenden Lachen, und sie schüttelte ihn dabei ein wenig. „Hatte ich es dir nicht ernstlich verboten, mir überhaupt etwas zu kaufen? Brauche ich denn etwas? Uebrigens ist das ein Kinderfest, und wir müssen uns glücklich schätzen, daß wir diesen bescheeren können.“

„So, was bescheeren wir ihnen denn eigentlich?“ schmunzelte Karl. „Ich weiß von nichts, ich habe keine Spielerei gekauft, ich habe mich da ganz auf dich verlassen, Alte; ich weiß ja, Mütter haben für dergleichen immer etwas übrig. Ich habe nichts anderes für unsern Georg, als den Schimmel da.“ Dabei zog er aus einer Ecke ein ziemlich großes, rabenschwarzes Pferd, das auf Rädern lief.

„Prächtig!“ rief Gustel. „Ich verjehne dich, es sieht noch einmal so hübsch aus, seitdem du daraus einen Kappen gemacht hast. Es sieht jetzt ganz frisch, ganz neu aus, als Schimmel ist es schon so abgenutzt und sehr schmutzig gewesen.“

„Das habe ich alles verfrachten.“

„Ein Ohr hat auch gefehlt.“

„Das habe ich angeleimt. Ich glaube, er erkennt es nicht wieder,“ lachte befriedigt der Vater, indem er sein Werk aus einer gewissen Entfernung liebevoll betrachtete, „und der kleine Betrug gelingt mir.“

„Natürlich,“ sagte Gustel, „wie sollte er es denn erkennen? Wenn ich es nicht wüßte, ich würde darauf schwören, daß das ein nagelneues Pferd ist, und gewiß nicht den alten Schimmel vom vorigen Jahr dahinter vermuthen.“

„Nun, und was haben wir sonst noch?“

Frau Gustel machte recht schelmische Augen und lief dann zur Kommode. Sie suchte zuerst das verlangte Tuch heraus. Es war ein altes rothes Umhängtuch, noch von der Großmutter her, und wenn auch etwas defekt, doch von brillanter Farbe, dann schob sie einige Päckchen verstohlen in ihre Tasche und endlich brachte sie zwei ziemlich umfangreiche Packete herbei.

„Boztausend!“ rief Karl. „Meine Alte hat sich angestrengt.“ Er öffnete hastig das erste. „Eine Arche Noah! An die hatte ich auch gedacht. Und hier? Eine Schachtel mit Häusern — ah!“

„Aber die gehören dem Hans, der Kleine muß auch etwas bekommen.“

„Natürlich, alle, alle sollen heute etwas bekommen!“ Und der junge Ehemann zog in übermüthiger Freude sein Weibchen an sich und drehte sich mit ihm im Kreise herum.

Indes waren die Kinder wirklich sehr artig gewesen. Georg hatte sich, gleich nachdem die Mutter sich entfernt hatte, zu dem kleinen Hans auf den Boden gesetzt, um mit ihm zu spielen. Bei armen Leuten sind die älteren Kinder immer die Hofmeister und Erzieher der jüngeren, und dies kommt beiden zugute. Der Kleine war immer ganz glücklich, wenn der Große sich zu ihm herabließ, und Georg war nie so liebenswürdig und dabei so verständig, als wenn er auf seinen Bruder acht haben mußte. Er sprach jetzt gar eindringlich zu Hans, und dieser lachte darüber, soviel er nur konnte. Von seinem pädagogischen Erfolge entzückt, fing Georg ebenfalls zu lachen an und dann schnitt er Gesicht und schüttelte feingr Köpfe, und der Kleine versuchte dies alles nachzumachen. Georg erfand aber immer neue Belustigungen. Jetzt machte er den Hund; er kroch auf allen Vieren, er bellte und legte sich auf den Boden zu den Füßen des Kleinen, und dieser, höchlich vergnügt, fing an, den Bruder bei den Haaren zu rauhen. Der arme Georg ließ ganz geduldig seine blonden Locken zausen, er mußte nicht, er war ja der Hund und dem kleinen Hansel machte das so viel Spaß.

Aber plötzlich entwand er sich mit einer raschen Bewegung den Händen seines Peinigers, so daß diesem ein Büschel des goldigen Haares zurückblieb. Während er sich am Boden gewälzt, hatte er das Licht bemerkt, das durch die Thürspalte hindurchdrang. Das erregte seine Neugierde. Er wendete sich gegen Hans und tippte auf seine Hand. „Schau, da unten, siehst du,

da ganz unten, das kommt vom Christkind.“ Er demonstirte dies mit einem großen Aufwand von Mimik und Gestikulation.

„Toi, toi!“ antwortete ihm Hans.

„Komm, schauen, komm!“ Georg ergriff ihn an der Hand und zog ihn in die Höhe. „Du mußt auf den Zehenspitzen gehen,“ flüsterte er ihm diktatorisch zu. Und mit gutem Beispiel vorangehend, trippelte er bis knapp zur Thür, legte sich vor dieselbe platt auf den Boden und guckte durch die erleuchtete Spalte.

Der Kleine that wie ein Affe das nämliche.

„Ich seh' schon was!“ rief Georg hocherfreut ihm zu.

„To ta toi,“ antwortete Hans mit einem sehr lustigen Gesicht, und er ließ dabei reichlichen Speichel auf den Boden fließen.

In diesem Augenblick ward nach einem leichten Klopfen die Eingangsthür rasch geöffnet und ein hübsches Mädchen trat ein. Sie trug, obwohl das Thermometer einige Grad Kälte wies, ein dünnes, liches Bertalkleid, das jedoch auf das sorgfältigste gewaschen und gebügelt war. Trotz dieses leichten Anzuges schien sie nichts von Kälte zu verspüren, ihr Teint war von zarter Frische, ihre Wangen zeigten das blühendste Roth. Sie gehörte eben zu den Leppigen, zu den Gutgenährten, die schon in früher Jugend einiges Fett ansammeln. Fröhlich guckte sie mit ihren blauen Augen in die Welt, ihr kleines Näschen, das, im Profil wenigstens, einen leichten Schwung nach aufwärts nahm, verlieh ihrem Gesichte etwas nedisches, und sobald ihre Augen ernster blickten, etwas resolutes; und resolut war sie auch, diese kleine, runde Person, dabei stink und lebhaft in ihrer Sprechweise und in allen ihren Bewegungen.

„Ihr seid allein, Kinder?“ rief sie, sich in der Küche umsehend. „Und was treiben denn die Schlingel da? Sahaha, da liegen sie beide am Boden und wollen durch die Ritze gucken.“ Sie lief zu ihnen und kniete an ihrer Seite nieder, vergaß jedoch nicht, vorher ihr Kleid vorsorglich in die Höhe zu nehmen. „Geda, ihr Neugierigen, kommt zu mir.“ Sie nahm Hans auf den Arm und küßte ihn. Der mußte sie gut kennen, er ließ sich, was sonst nicht seine Sache war, ihre Liebkoßung ruhig gefallen und schwang sich in ihren Armen behaglich hin und her.

Georg aber legte den Finger an den Mund. „Pst, Rosa,“ machte er, „er ist schon drinnen.“

„Wer? Onkel Fritz?“ fragte das Mädchen, fast erschreckt.

Der Kleine schüttelte verneinend den Kopf. „Der Vater, er spricht mit dem Christkind; ich habe ihn schon reden gehört, o ja,“ und er schnitt ein ungeheuer pfliffiges Gesicht dazu.

„Zu du Affen!“ rief Rosa. „Du freust dich wohl schon sehr? Ich kann mir's denken. Höre, ist die Mama auch drinnen?“ Sie zeigte nach der Thür.

„Ja,“ nickte Georg.

„Und — Onkel Fritz noch nicht?“

„D nein.“

Sie nahm ihn beim Kinn und küßte ihn, von dieser Auskunft sehr befriedigt. Sie wollte ihn ebenfalls auf den Arm nehmen, aber Georg wehrte sich dessen.

„Ich lasse mich nicht mehr tragen, ich bin schon groß,“ sagte er.

„Z freilich, du bist schon ein ganzer Mann, sprichst ja auch wie ein solcher; sage mir nur“ — das Mädchen neigte sich noch etwas mehr ihm zu und dämpfte ihre Stimme — „sage, wird Onkel Fritz heut Abend bei euch sein?“

Georg sah sie groß an, der veränderte Ton war ihm jedenfalls aufgefallen. „Ja,“ sagte er ebenso leise. Und nach einer Weile noch leiser ihr in's Ohr: „Die Mutter hat schon einen Fisch für ihn gekauft.“

Rosa mußte lachen. „Ich möchte doch wissen, Georg, ob du den Onkel Fritz sehr lieb hast?“

„D ja, ich habe ihn sehr lieb.“

„Warum denn?“

„Er ist immer mein Pferd, und ich kann auf ihm reiten.“

Rosa stellte keine weiteren Fragen, sie setzte Hans nieder auf den Boden und ganz wie vorher die Mutter sagte sie: „Gib hübsch acht auf den Kleinen, Georg, ich muß ein wenig hineinsehen.“ Ehe sie aber in's Zimmer trat, sprang sie noch zur Eingangsthür und versperrte diese, zweimal den Schlüssel umdrehend. Jetzt war sie doch sicher, daß dieser Fritz sie nicht unvorbereitet hier überraschen könne. „Ich komme gleich wieder!“ Sie winkte nochmals den Kindern zu, und dann verschwand auch sie in der Thür, diese fest hinter sich zuziehend.

(Fortsetzung folgt.)



Thyenne Gortelrechnung. (Seite 108.)

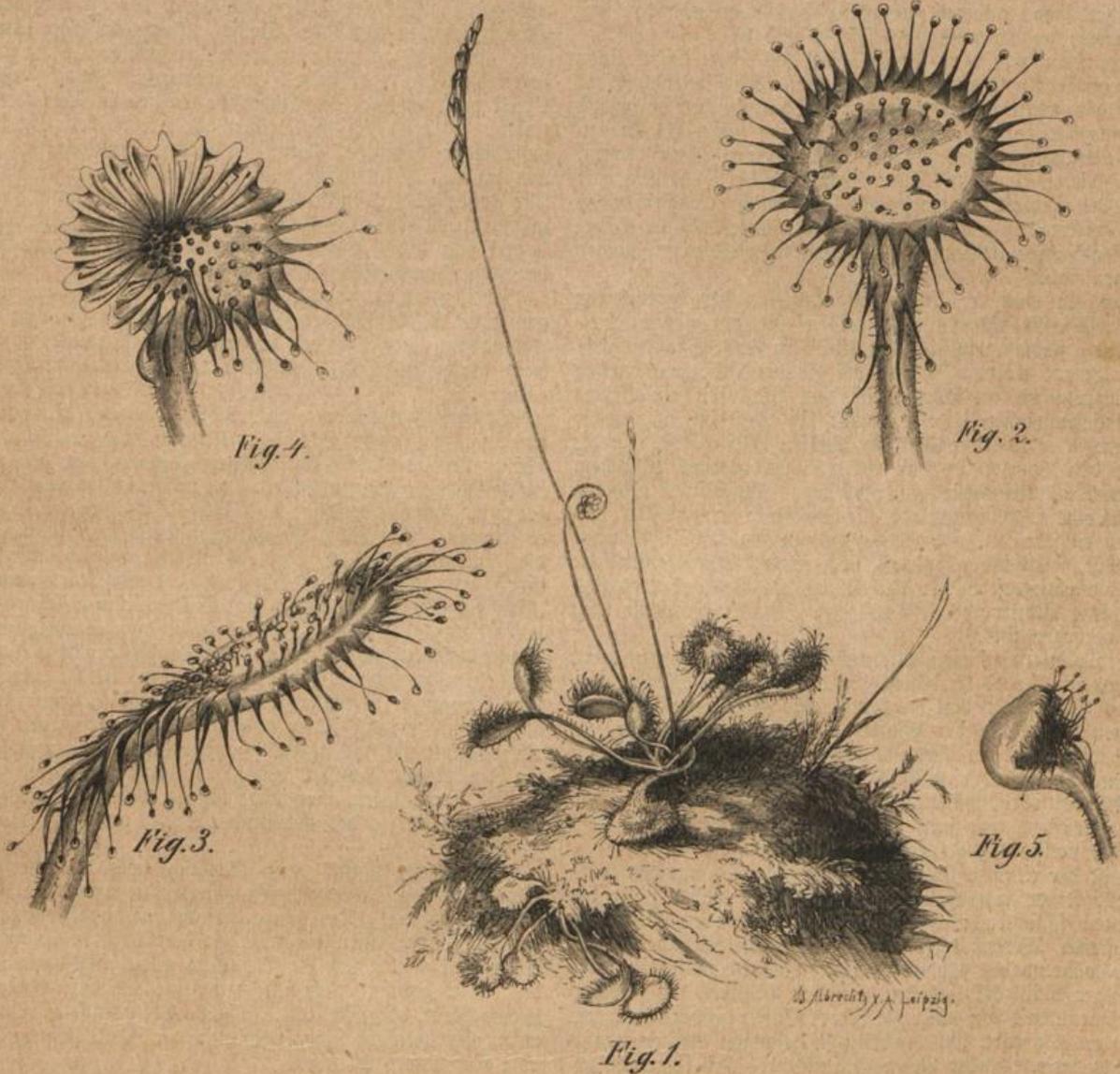
Insektenfressende Pflanzen.

Von Dr. A. Rülberger.

Wohl mancher unserer Leser hat schon von Insekten- oder fleischfressenden Pflanzen reden hören und wohl auch gewünscht, diese merkwürdige Erscheinung näher kennen zu lernen. Vielleicht gelingt es uns, auf dem einfachen botanischen Spaziergang, zu dem wir hiermit den Leser einladen, das Wissenswerthe dieser neuen Entdeckung auch dem Unkundigen klar zu machen. In der kurzen Spanne Zeit, seit die Entwicklungstheorie die naturwissenschaftlichen Forschungen zu beherrschen beginnt, ist für die Be-

reicherung unserer Kenntnisse schon unglaublich viel geleistet worden. Das tausendfache Zueinandergreifen des thierischen und pflanzlichen Lebens, die innigen Wechselbeziehungen, welche zwischen beiden bestehen, früher nur in den allgemeinsten Umrissen zu gegeben und begriffen, sind heute schon in einer Tiefe und Ausdehnung erforscht, von der unsere Väter keine Ahnung hatten.

Die Entdeckung Darwins, daß eine ganze Anzahl Pflanzen für ihr Wachstum fast ausschließlich auf thierische Nahrung



Insektenfressende Pflanzen. (Für die „Neue Welt“ gezeichnet und geschnitten.)

angewiesen ist, hat natürlich nicht verfehlt, allgemeines Aufsehen zu erregen. Sie erschien um so merkwürdiger, da es sich nicht um irgendeine Absonderlichkeit der üppigen Pflanzenwelt in den heißen Ländern Amerikas oder Afrikas handelte, sondern um die Wachstumsgeschichte eines niedlichen kleinen Pflänzchens, das in ganz Europa fast überall zu treffen ist, stellenweise sogar unter die gemeinsten Pflanzen gehört. Wer in der Nähe seiner Heimat Torfmoore und Sümpfe oder auch nur sumpfige Wiesen mit Wassergräben kennt, der wird an diesen Orten nicht lange vergeblich nach einem Pflänzchen suchen, das wir hier in naturgetreuer Abbildung und in natürlicher Größe vorführen (Fig. 1).

Es ist der gemeine rundblättrige Sonnenthau (*Drosera rotundifolia*, L.), so genannt, weil die Blättchen der Pflanze im Sonnenschein wie Thautropfen glänzen. Jeder von uns, der schon Torfmoore gesehen hat oder nur durch feuchte Nadelwälder

gewandert ist, kennt jenes eigenthümliche, bleiche Moos, das in schwellenden Polstern einen Theil der Moorgründe ausfüllt oder nasse Begbüschungen im Walde überzieht. Man nennt dieses Moos in der Wissenschaft Torfmoos oder Sphagnum. Was für die gewöhnlichen Pflanzen die Mutter Erde, das ist für unsern Sonnenthau dieses Moos. Auf der weichen Unterlage seiner Polster keimt und wächst die Drosera und senkt ihre zarten Wurzelchen 1 bis 2 Centimeter tief zwischen das Moos hinab. In niedrig gelegenen Gegenden findet man die Blätter schon Ende Mai kräftig entwickelt; ihr eigenthümlich röthlicher Schimmer scheidet namentlich im Sonnenschein äußerst lebhaft gegen die blassen Moospolster ab, und die rosettenförmig gelagerten Blättchen geben dem ganzen Bilde ein überaus niedliches Ansehen. Ende Juli treibt die Pflanze einen Blüthenstempel, etwa 15 Centimeter hoch, im August geht die Blüthe zu Ende. Die unscheinbaren kleinen,

röthlich-weißen Blumen stehen an dem dünnen, aufrechten Schaft in einseitiger Traube, welche, anfangs herabgebogen, sich nach und nach so aufrichtet, daß immer die Blume, welche die Reihe zum Blühen trifft, die höchste Stelle einnimmt.

Nehmen wir nun ein solches Pflänzchen sammt seiner natürlichen Moosunterlage auf, so bietet uns die genauere Befichtigung der Blätter des Merkwürdigen gar viel. Auf jedem ausgebreiteten Blatt sehen wir hunderte, überaus zarte, gestielte Drüsen, die etwa 5 Millimeter lang sind und an ihrer Spitze einen röthlich-glänzenden zierlichen Thautropfen zu haben scheinen; sie sehen beinahe aus wie verkleinerte Fühlhörner einer Schnecke. Darwin nennt diese gestielten Drüsen Tentakeln. Wir sehen sie auf umstehenden beiden Figuren, welche nach dem Darwin'schen Werke gezeichnet sind, das einmal von oben, das andermal von der Seite in vierfacher Vergrößerung (Fig. 2 und 3).

Berührt man mit dem Finger leise das obere Ende einer oder mehrerer solcher Drüsen und zieht dann den Finger langsam zurück, so läßt sich jedes dieser zierlichen Thautropfchen in äußerst zarte, spinnwebartige Fäden ziehen, ähnlich, wie wir's als Knaben wohl mit dem angefeuchteten Harze der Kirschbäume gemacht haben. Die Flüssigkeit, welche den kleinen Tropfen bildet, hat also eine klebrige Beschaffenheit. Eine scharfe Musterung der Drüsen lehrt uns ferner, daß nach der Mitte des Blattes hin die Länge der gestielten Drüsen immer mehr abnimmt, daß die randständigen am längsten sind.

War es ein warmer, lichter Sonntag, an dem wir unsern botanischen Marsch antraten, so werden wir neben den ebenbeschriebenen, schön ausgebreiteten Blättern des Sonnenthau's noch eine Menge anderer finden, die allerhand Sonderbarkeiten aufweisen. Da ist ein Blatt, auf dem sich eben ein kleines Mücklein niedergelassen hat; es müht sich vergeblich ab, weiter zu kommen. Der klebrige Saft der Drüsen hält es fest, wie die Leimruthe den Vogel. Dort ist ein halb verborgenes Blättchen, auf welchem allerlei Reste von Insekten, Flügelstücke, Schalen kleiner Käfer u. s. w. herumlagern. Wieder andere Blätter sind nach innen eingebogen, so daß von den Drüsen fast nichts mehr zu sehen ist. Entweder sind es noch unvollkommen entwickelte Blätter, die eben erst in der Aufrollung begriffen, oder es sind ausgewachsene Blätter, deren Drüsen in auffallender Weise nach einwärts verborgen sind.

Die Letzteren umschließen, wie man sich leicht überzeugen kann, stets irgend ein kleines Kerbthier, am öftesten kleine Mücken oder wenigstens Bruchstücke von solchen. Das gefangene Thierchen nimmt meist die Mitte des Blattes ein und sämmtliche Drüsen, oder der größte Theil derselben, sind über ihm zusammengebrochen (Fig. 4 und 5). Das eine Bild zeigt uns wieder den Anblick des Blattes von oben, während drei Vierteltheile der Drüsen gegen die Mitte hin eingebogen sind; das zweite Bild zeigt uns ein über einer Mücke vollständig geschlossenes Blatt von der Seite.

Dies ist der einfache Sachverhalt, der für Darwin den Ausgangspunkt seiner interessantesten Untersuchungen bildet. In der ihm eigenen schlichten und anspruchslosen Weise erzählt er im Beginn seines Werkes diese ersten Eindrücke folgendermaßen: „Ich war während des Sommers 1860 erstaunt zu finden, was für eine große Anzahl Insekten von den Blättern des gewöhnlichen Sonnenthau's auf einer Haide vor Suffex gefangen wurden. Ich hatte wohl gehört, daß Insekten so gefangen würden, wußte aber nichts weiteres über diesen Gegenstand. Ich sammelte zufällig ein Duzend Pflanzen, welche sechsundfünfzig ganz ausgebreitete Blätter trugen, und auf einunddreißig derselben klebten todtte Insekten oder die Ueberreste solcher; und ohne Zweifel würden später noch viel mehr Insekten von denselben Blättern und sicherlich noch mehr von den nicht entfaltenen gefangen worden sein. An einer Pflanze hatten alle sechs Blätter ihre Beute gefangen; und an mehreren Pflanzen hatten sehr viele Blätter mehr als ein Insekt gefangen. Auf einem großen Blatte fand ich die Reste von dreizehn verschiedenen Insekten. Fliegen werden viel öfters gefangen als andere Insekten. Die größte Art, welche ich habe fangen sehen, war ein kleiner Schmetterling (*Cænonympha pamphilus*); aber Herr Wilkinson theilte mir mit, daß er einmal eine große noch lebende Libelle gefunden habe, deren Körper von zwei Blättern festgehalten wurde. Da diese Pflanze in einigen Gegenden äußerst gemein ist, so muß die Anzahl von Insekten, die alljährlich auf diese Weise getödtet werden, ungeheuer sein. Viele Pflanzen, zum Beispiel die klebrigen Knospen der Hockkastanien, verursachen den Tod von Insekten, ohne daraus, so weit wir bemerken können, selbst irgend welchen Vortheil zu

ziehen. Es zeigte sich aber bald deutlich, daß die Drosera für den besonderen Zweck, Insekten zu fangen, ausgezeichnet geschikt war, so daß es wohl der Mühe werth schien, den Gegenstand zu untersuchen.“

Durch Jahre lang fortgesetzte, zum Theil äußerst subtile Versuche hat Darwin denn über die eigentliche Lebensgeschichte unserer Drosera die merkwürdigsten Aufschlüsse zu geben vermocht. Die Resultate, zu denen er gelangte, wurden seither von anderen Gelehrten vielfach geprüft und in allen wesentlichen Punkten bestätigt.

Erstens kommt den gestielten Drüsen außer ihrer Fähigkeit, den obengenannten klebrigen Saft abzusondern, eine ganz eigenthümliche Reizbarkeit zu. Sobald gewisse organische Stoffe, namentlich also kleine Thiere von dem Klebefaß festgehalten sind, pflanzt sich den Stiel der Drüse entlang ein Reiz fort, der sie ganz allmählich zu einer immer weiter fortschreitenden Einbiegung gegen die Mitte des Blattes hin veranlaßt. Ist das festgehaltene Objekt groß genug, um sämmtliche Drüsen in Mitleidenschaft zu ziehen, so legen sich die Drüsen alle der Reihe nach, zuerst die unmittelbar gereizten, dann die ferner stehenden nach einwärts und hüllen so schließlich das betreffende Objekt vollständig ein. Die äußersten Drüsen beschreiben bei dieser Bewegung einen Kreisabschnitt von über 180 Grad. Der ganze Prozeß der Einhüllung dauert von 1 bis 4 und 5 Stunden. Die Zeitdauer hängt von der Jugend und Lebensfähigkeit des Blattes ab.

Zweitens tritt, sobald die Drüsen von bestimmten Stoffen, namentlich stickstoffhaltigen Körpern, gereizt werden, eine vermehrte Absonderung des klebrigen Sekretes ein. Blaues Ladmuspapier wird durch das Sekret geröthet; der abge sonderte Saft ist also sauer.

Drittens hat Darwin vollständig bewiesen, daß den Drüsen eine auffaugende Fähigkeit zukommt und durch eine Reihe schöner Versuche dieses Aufsaugungsvermögen erläutert. Die stickstoffhaltigen Körper werden von dem reichlich ergossenen sauren Saft vollkommen verdaut und diese Verdauungsflüssigkeit dann aufgesogen. Sie bildet die Hauptnahrung der Pflanze, vielleicht die einzige überhaupt, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß die indeß erst zarten Würzelchen nur zur Wasseraufnahme dienen. „Von einer Droserapflanze,“ sagt Darwin, „an welcher die Ränder der Blätter nach innen gerollt sind, so daß sie einen zeitweiligen Magen bilden, und an welcher die Drüsen der dicht eingebogenen Tentakeln ihre saure Absonderung ergießen, welche animale, später zum Aufsaugen bestimmte Substanzen auflöst, kann man sagen, daß sie sich wie ein Thier ernährt. Aber verschieden von einem Thier trinkt sie mit ihren Wurzeln; und sie muß viel trinken, um die vielen Tropfen der zähen Flüssigkeit, welche um die Drüsen herumliegen, manchmal bis zu 260, und welche während des ganzen Tages der brennenden Sonne ausgesetzt sind, erhalten zu können.“

Als vierter Punkt muß schließlich noch das Verhalten des Blattes nach geschehener Aufsaugung, beziehungsweise Verdaunung, erwähnt werden. Der ganze Aufsaugungsprozeß nimmt je nach den Umständen einen bis zwei, ja drei Tage in Anspruch. Nach dieser Zeit richten sich die Tentakeln allmählich wieder auf und das Blatt gewinnt nach und nach seine normale Gestalt wieder. Kleine Reste der Mahlzeit, Flügel, Chitinstücke u. s. w. bleiben mehr oder weniger lange noch auf dem Blatte liegen oder werden vom Regen weggeschwemmt.

Jeder Freund der Natur kann die schöne Entdeckung Darwins wenigstens in ihren größeren Umrissen leicht kontrolliren. Da der Sonnenthau stets gefellig wächst, so findet man überall alle Stufen des ganzen Prozesses, vom ersten Klebenbleiben des Insekts bis zur vollständigen Einhüllung oder Wiederausdehnung, vertreten. Ganz besonders schön kann man das Schauspiel an lichten, sonnigen Tagen gemessen. Weniger bekannt ist, daß man den Prozeß auch zu Hause leicht verfolgen kann. Wir wollen also nicht versäumen, ein kleines Moospolster, das Droserapflänzchen in verschiedenen Entwicklungsstadien trägt, vom Boden aufzunehmen. Zu Hause stellen wir's auf einen Teller und füllen denselben vollständig mit Wasser, so daß das Moos fast zur Hälfte oder noch höher im Wasser ruht. Nun bringt man den Teller vor ein Fenster, auf das Gesims oder auf ein Stockbrett, und alles Nöthige zur Beobachtung ist gethan. Sehr wesentlich ist, daß die Pflänzchen dem direktesten Sonnenlicht ausgesetzt werden, nicht minder wichtig ist die freie Luft. Im Zimmer verkümmern sie bald, werden matt und blaßgrün, ebenso in schattigen Lagen. Ein freies, liches Fenstergesims, gegen Ost oder Südost

gelegenen, ist der günstigste Platz. Je wärmer der Tag, je intensiver das Sonnenlicht, desto nothwendiger ist eine stete Wasserzufuhr. Am zweckmäßigsten füllt man jeden Morgen den Teller bis zum Rande mit Wasser. Ein zuviel des Wassers ist nicht zu fürchten, wohl aber ein zuwenig, denn es ist unglücklich, welche Wassermengen ein solches Moospolster mit seinen Droserapflänzchen aufsaugt und verdunstet. Unter diesen einfachen Vorsichtsmaßregeln ist es uns stets gelungen, die Pflanzen kräftig und gesund zu erhalten. Die Beute an Insekten fällt freilich hier nicht so reichlich aus, wie in der natürlichen Lage, aber man kann den Pflänzchen mit eingefangenen kleinen Fliegen oder ganz kleinen Fleischstückchen zu Hilfe kommen. Man bringt sie entweder mit den Fingern, oder noch besser mit einer kleinen Pinzette, vorsichtig auf ein schon ausgebreitetes Blatt und kann nunmehr den ganzen Prozeß bis in seine Einzelheiten hinein verfolgen.

Ob die Insekten nur zufällig auf die Blätter der Drosera

gelangen oder irgendwie von ihr angelockt werden, erklärt Darwin noch für eine offene Frage. Er nimmt aber als wahrscheinlich an, daß das ausgeschwitzte Sekret die Geruchsorgane der Insekten irgendwie verlockend affizirt. Es erscheint uns überdies wahrscheinlich, daß auch das Auge der Insekten von den röthlich glänzenden zierlichen Tröpfchen auf dem Gipfel der Drüsen angelockt wird.

Unser Sonnenthan ist keineswegs die einzige Pflanze, welche Insekten frißt und verdaut. Die natürliche Familie der droserartigen Pflanzen ist über alle Welttheile verbreitet, namentlich in Australien besonders schön und mannichfaltig vertreten. Fast allen Gliedern dieser wohl an 200 Arten reichen Familie kommt das Vermögen zu, Insekten zu fressen. Die Vorrichtungen hiezu sind aber in mannichfaltigster Weise verändert und ausgebildet. Wir aber wollen uns für heut mit dem begnügen, was uns eine einfache botanische Streiferei durch unsre Heimat gelehrt hat.

Old John Brown.

(Schluß.)

Am 24. Oktober sollte eigentlich der Schlag fallen. Infolge noch nicht ganz aufgeklärter Umstände sah John Brown sich genöthigt, schon am 17. Oktober 1859 loszubrechen. Es war zu früh! Und das „zu früh“ ist in seinen unmittelbaren Folgen ebenso verhängnisvoll, wie das „zu spät“! nur daß die Männer des „zu früh“ Pioniere der neuen Welt, die Männer des „zu spät“ bankrotte Bertheidiger der bankrotten, verrotteten „alten Welt“ sind. — Der erste Anprall gelang. Harpers Ferry wurde über-rumpelt — die verblüfften Sklavenbesitzer und Sklavenfreunde versuchten keinen Widerstand. Das war gut. Aber kaum minder verblüfft waren die Sklaven, und das war schlimm. Nur wenige griffen zu den dargebotenen Waffen. —

Die Gegner bemerkten bald, daß sie die Macht der Angreifer bedeutend überschätzt hatten: sie sammelten sich, holten Hülfe aus den Nachbarorten und das Unvermeidliche geschah: das kleine Häuflein der Befreier wurde von der Ueberzahl erdrückt. Zwei Söhne Brown's und der Schwiegerjohn Thompson waren gefallen, der „alte“ John Brown mit Säbelwunden bedeckt, von zwei Bajonnettstichen durchbohrt, wurde mit einem dritten, ebenfalls schwer verwundeten Sohn gefangen. Mit übermenschlicher Kraft hielt er sich aufrecht, umtobt, mißhandelt von den wüthenden Siegern.

„Als er im Grase mit zerfetztem Gesicht, blutverklebten Haaren und zwei klaffenden Wunden im Leibe dalag, fragte ihn Jemand: „Sind Sie Kapitän Brown von Kansas?“

„Man nannte mich zuweilen so.“

„Sind Sie der Nawatomie-Brown?“

„Ich suchte dort auch meine Pflicht zu thun.“

Nichts weiter als diese zwei Fragen und seine bescheidenen, doch männlich gehaltenen Antworten darauf, nichts weiter wird uns von seinem ersten Moment der Gefangenschaft berichtet.

Ein späteres Gespräch verlief folgender Gestalt:

„Was war Ihr gegenwärtiges Ziel?“

„Die Sklaven vom Joch zu befreien.“

„Waren noch andere Personen außer den bei Ihnen Gefangenen in den Plan eingeweiht?“

„Nein.“

„Erwarteten Sie Hülfe vom Norden?“

„Nein; außer uns war niemand im Geheimniß.“

„Dachten Sie Leute zu tödten, behufs Ausführung Ihres Plans?“

„Gewünscht habe ich's nicht, Ihr zwangt uns dazu.“

Anderen gegenüber sagte er:

„Die Stadt war in meiner Gewalt. Ich hätte sie anzünden und die Einwohner schlachten können. Ich habe die Gefangenen artig und menschlich behandelt. Mich aber hat man wie ein wildes Thier zu Tode gehetzt; meinen Sohn erschossen, als er die Parlamentärflagge trug.“

Für den verwundeten Sohn bat er dringend um Schonung und Pflege, für sich selbst forderte er festen Tonen die Behandlung eines Kriegsgefangenen.

Man untersuchte seine Wunden und fand sie nicht absolut tödtlich. Seine Börse enthielt 300 Dollars in Gold. Diese und die Papiere aus seinen Taschen nahm Oberst Lee zu sich. Er selbst erklärte dem Letzteren, er hätte nicht gegen die Unionstruppen kämpfen, noch die öffentlichen Gebäude zerstören, ja nicht

einmal die Staatswaffen mitnehmen wollen; er habe Waffen genug für sich und alle Parteigänger, die aus beiden Städten sich etwa ihm zugesellt hätten, übrig gehabt. Im Falle des Gelingens wäre er südwestwärts durch Virginien marschirt. — Coppel soll gesagt haben:

„Ich wollte der Unternehmung nicht beitreten, aber Ihr Herren wißt nicht, wie unmöglich es ist, Kapitän Brown zu widerstehen, wenn er zur That ruft.“

Stevens, Brown und sein sterbender Sohn wurden in das Wacht haus gebracht und dort neben einander gelagert. Betten gab's nicht. Sie blieben in ihren Kleidern auf der bloßen Erde.

Am Abend des 19. Oktober wurde Brown, in Kissen verpackt, mit vier seiner Genossen in's Gefängniß von Charlestown geschafft. Den 25. Oktober begann die Justizfarce. Die Feinde saßen über ihre Opfer zu Gericht. Um der Form zu genügen, fragte der vorsitzende Scheriff, ob die Angeklagten einen Bertheidiger hätten. John Brown, den ein Hieb über den Kopf des Gesichts beraubt hatte, und der im heftigsten Wundstieber war, entgegnete:

„Virginier, ich bat nicht um Quartier, als man mich gefangen nahm. Ich bat nicht, mein Leben zu schonen. Der Staatsgouverneur von Virginien selbst versprach mir ohne mein Zutun, aus freien Stücken, ehrlich Gericht. Aber ich kann unmöglich das Gerichtsverfahren in meinem Zustande richtig verfolgen und ordnungsmäßig abwarten. Wenn ihr mein Blut sucht, ihr könnt es in jedem Moment erhalten, auch ohne dies Scheinverfahren. Ich habe keinen Rechtsbeistand gehabt, ich vermag mit keinem zu verhandeln. Ich weiß nichts von den Gefühlen meiner Mitgefangenen, bin ganz unfähig, irgendwie für meine Bertheidigung einzutreten. Mein Gedächtniß läßt mich im Stich, meine Gesundheit ist schwach, obwohl in der Besserung.“

„Will man nun in der That ehrlich Gericht über uns halten, so gibt es wohl mildernde Umstände zu unseren Gunsten. Allein wenn wir nur mit einer leeren Form gequält werden sollen, einem Scheinverfahren, so könnt ihr euch die Mühe ersparen. Ich bin zum Ertragen meines Geschicks bereit, bitte um keine Bertheidigung, keine Spiegelfechtere von Untersuchung — verzeiht! — das soll keine Beleidigung sein — aber ich will nichts, als was euch euer Gewissen oder eure Nachsicht gegen uns zu thun treibt, von euch erwarten oder verlangen!“

„Ich bitte nochmals, von diesem Blendwerk eines ehrlichen Rechtsverfahrens befreit zu werden. Ich weiß nicht, was die wirkliche Absicht bei dieser Voruntersuchung ist. Ich weiß nicht, welchen Nutzen sie für euer Gemeinwesen haben soll. Ich habe jetzt gar nichts weiter zu wünschen, als daß ich nicht unnütz und unedel beleidigt werde, wie nur feige Barbaren die in ihre Macht Gefallenen martern.“

Der Gerichtshof lehnte es ab, die Verhandlung bis zur Genesung der Angeklagten zu vertagen.

Zwei Tage darauf, am 27. Oktober, wurde die entscheidende Verhandlung vor der Grand Jury, dem „großen Schwurgericht“ eröffnet. Dinstag, den 1. November, wurde das „Urtheil“ gefällt: Schuldig des Hochverraths und des Mords.

„John Brown ist aufzuhängen am Hals bis er todt ist,“ lautete der Spruch.

Am 2. Dezember sollte das Urtheil vollstreckt werden.

Der oberste Gerichtshof bestätigte das Urtheil. — — —

Der 2. Dezember 1859 brach an.

Das Schafot war um 7 Uhr von den Zimmerleuten — etwa eine Meile vom Gefängniß — errichtet: 6 Fuß hoch, 12 Fuß breit und 18 Fuß lang. In seiner Mitte ragte der Galgenbaum, kreuzförmig; am Querbalken, den starke Streben stützten, hing von eisernem Haken der Strick herab. —

Um 8 Uhr kam das Militär. Eine unverhältnißmäßige Macht, Infanterie und Kavallerie, war aufgeboden. Bis 10 Uhr dauerte die exerzitiens- und kommandoreiche, parademäßige Aufstellung.

Im ganzen befand sich auf dem Platze des Hochgerichts eine Truppenzahl von 3000 Mann. —

Vom Publikum hatten sich kaum hundert eingefunden.

Rings um Charlestown wie in der Stadt selbst herrschte die dumpfe Angst vor einem Sklavenaufstand und letzten Versuch zur Befreiung des „Negerheilsands“ im entscheidenden Augenblick seiner „Kreuzigung“.

Ruhig erhob sich dieser selbst im Kerker an dem zu seiner Hinrichtung bestimmten Tage, vollendete seine Korrespondenz mit unverminderter Energie und schrieb in vollster Gedankenklarheit, wie nur je zuvor im Leben, bis halb 11 Uhr. Da traten Scheriff, Kerkermeister und Hentersknechte ein. Der Erstere sagte ihm in der Zelle selbst gleich Lebewohl. Der Held dankte ihm für alle bewiesene Freundlichkeit, am meisten und innigsten aber wiederholte er seine oft schon in den früheren Wochen ausgesprochene Dankbarkeit gegen Kapitän Avis, seinen Gefängnißwächter — „so freundlich im Wächteramt, wie tapfer als Soldat bei der Eroberung des Arsenals.“

Dann ging er zu seinen Schicksalsgenossen, Lebewohl sagen. Cook tadelte er wegen des feigen Abfalls von ihrer Sache; der Arme, wochenlang wie ein Wild in den Bergen gehezt und am Ende verrätherisch eingefangen, ließ sein Haupt betäubt auf die Brust hängen und widersprach den Vorwürfen nicht. Jedem der drei anderen theilte er den Rest seines Geldes mit, den man ihm gelassen, je ein Vierteldollarstück; von Stevens nahm er den innigsten Abschied. Dieser sagte ihm: „Kapitän, ich weiß, Sie gehen in ein besseres Land.“ Er antwortete einfach: „Ja, ich weiß es.“

Um 11 Uhr kam er heraus; ein Augenzeuge sagt: „— wie aus den Thoren des Tempels ewigen Nachruhms; sein Angeficht strahlte; er schritt einher mit dem Schritte eines Eroberers.“

Ein anderer schreibt: „Als Brown aus dem Gefängniß trat, lag auf seinem Gesicht ein Ausdruck inneren Glücks, wie eines Patrioten, der den Tod fürs Vaterland stirbt.“

Anderer melden einfach:

„Sein Lächeln hatte etwas wunderbar christlich Vergebungsvolles.“

Gewiß war den Tag sein Herz das leichteste in Charlestown. Alle aber auf der Straße, die ihn vorübergehen sahen, mochte für einen Moment seine Seelenruhe mit einer Ahnung von etwas Höherem erfüllen, als ihr armes Leben bis dahin gekannt. Es war in der großen Masse zum erstenmal keine Spur von pöbelhafter Spott- und Schimpfsucht zu spüren. In tiefem Schweigen harrete die Menge.

Er war noch nicht weit vom Thore seines Gefängnisses, als ihm ein Negerweib mit einem kleinen Kind auf dem Arme entgegentrat. Er hielt an und küßte den Säugling zärtlich wie ein Vater. — Nicht diese Negerin allein wagte sich ihm zu nähern. Als er weiterschritt, rief ihm eine andere Schwarze zu:

„Gottes Segen, Alter. Wünscht, ich könnt' helfen — aber kann nicht.“

In seinen Augen schimmerte es feucht bei diesem muthigen Anspruchs der verachteten Slavinnen.

Gleich darauf bestieg er den Karren, eine Art Möbelwagen. Der Kutcher war aus Massachusetts. Im Hintergrund des Gefährtes stand der Sarg aus schwarzem Balkenholz, eingeschlossen in einen andern von Pappelholz. Hierin sollte seine Leiche nach dem Norden gebracht werden.

Den Wagen umgab eine Schwadron Kavallerie mit 5 Kompagnien Infanterie. Zwei weiße Pferde zogen ihn.

Zu seinen Gefährten sprach der startherzige Greis fast fröhlich über die Schönheit der Landschaft. Das Gerüst bestieg er festen Schrittes, begrüßte kalt höflich die anwesenden Offiziere und Beamten, nahm seinen Hut mit einem natürlichen Anstand ab und legte ihn zur Seite auf die Diele. Dann ließ er sich bereit machen und bat um schnelle Beförderung des Nöthigen, mußte aber noch zehn Minuten mit dem Strang um den Nacken stehen, denn das

Militär hatte noch unnütze Evolutionen zu machen. — Dann fiel das Tau, welches die Fallthür hielt, auf der er stand. Seine Lebenskraft äußerte sich noch in Zuckungen, die über fünf Minuten dauerten; 38 Minuten später schnitt man den Körper ab, legte ihn in den Doppelsarg, und mit der vorigen militärischen Begleitung fuhr man ihn zur Bahn — nach Norden. —

Die Wirkung war eine ungeheuerere. Was der lebende John Brown nicht zu erkämpfen vermocht, das erkämpfte der todte John Brown. Von unwiderstehlicher Beredsamkeit war der stumme Mund des Mannes, der in Harper's Ferry am Galgen hing. Im freien Norden kein Herz, das dem Mahnruf, dem Sühnruf sich verschlossen, keine Faust, die sich nicht krampfhaft geballt, kein Mund, der nicht, zornig zusammengepreßt, den Racheschwur geleistet hätte.

Am 2. Dezember 1859 wurde die Sklaverei in den Vereinigten Staaten unwiderruflich zum Tode verurtheilt. Ehe ein Jahr vergangen, war Abraham Lincoln zum Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt: das Todtenglöckchen der Sklaverei begann zu läuten.

Den Frühling darauf trat Lincoln sein Amt an: das Nichtheil blißte in der Lenzone.

Vier blutige Jahre folgten: Jahre titanischen Ringens, herz-erhebender Aufopferung.

Der Norden that seine Schuldigkeit: jeder Soldat war ein Held, und jedem Helden voran zog „der Geist John Browns“. Wenn sie des Abends beim Wachtfeuer lagerten, die wettergebräunten „Befreier“, — wenn sie in den Schneestürmen des Winters, in der versengenden Gluth des Sommers marschirten, — wenn sie die Brust dem feindlichen Eisen darboten, dann war John Brown unter ihnen und das Schlachtlied dröhnte zum Himmel empor:

Glory, Glory, Hallelujah!

John Brown's body lies a mouldring in the grave,
His soul is marching on!
Chorus: Glory, Glory, Hallelujah!
The stars of Heaven are looking kindly down
On the grave of old John Brown!
Chorus: Glory, Glory, Hallelujah!
He's gone to be a soldier in the army of the Lord!
His soul is marching on!
Chorus: Glory, Glory, Hallelujah!
John Brown's knapsack is strapped upon his back,
His soul is marching on!
Chorus: Glory, Glory, Hallelujah!
His pet lambs will meet him on the way,
And they 'll go marching on.
Chorus: Glory, Glory, Hallelujah!
They will hang Jeff Davis to a tree,
As they march along.
Chorus: Glory, Glory, Hallelujah!

Gloria, Gloria, Hallelujah!

Der Leib John Brown's liegt modernnd in der Gruft —
Sein Geist marschirt voran.
Chor: Gloria, Gloria, Hallelujah!
Des Himmels Sterne bliden mild herab
Auf das Grab des alten John Brown.
Chor: Gloria, Gloria, Hallelujah!
Er ging und ward Soldat im Heer des Herrn!
Sein Geist marschirt voran.
Chor: Gloria, Gloria, Hallelujah!
Er hat sich den Tornister festgeschnallt,
Sein Geist marschirt voran!
Chor: Gloria, Gloria, Hallelujah!
Und seine Dämmlein folgen ihm nach —
Sie marschiren lustig voran.
Chor: Gloria, Gloria, Hallelujah!
Und lustig hängen sie unterwegs
Jeff Davis an einen Baum.
Chor: Gloria, Gloria, Hallelujah!

Am dem religiösen Neuzern des Schlachtlieds wird nur ein Kleingeist sich stoßen. Ländlich, sittlich.

Vier Jahre lang marschirte „John Brown's Geist“ den Nordtruppen voran. Und als das fünfte anbrach, war die Palme erstritten. Jefferson Davis — der Präsident der südstaatlichen Sklavenbarone, der verunglückte Gesellschaftsretter der „neuen Welt“ — brauchte nicht gehängt zu werden, die Union war stark genug, ihn mit einem Fuhrtritt zum politischen Tod zu begnadigen — die Beste der Sklaverei lag in Trümmern: John Brown hatte gesiegt.

Deutschlands Festzeit.

Stizzen aus den Jahren 1860—1863 von B. S.

IV.

„Feuer! Feuer!“ — — — der Ruf hallte schaurig durch die Nacht. Das kleine Städtchen N. war in voller Aufregung; aber das Kreischen, Jammern und Schreien, welches vielhundertstimmig auf den Straßen und aus den Häusern erscholl, löschte das Feuer nicht, das bei scharfem Ostwinde eine im östlichen Theile der Stadt liegende Mühle, die daneben stehende Sägemühle und den Holzplatz ergriffen hatte und durch die sprühenden Funken die nächstliegenden Häuser zu erfassen drohte.

Der Wind wurde zum Sturm; und dieser wirbelte die flackernden, leichten Tannenbretter von den aufgestapelten Haufen empor und schleuderte weit hinaus die verderbenbringende Gluth.

Einige Feuerspritzen rasselten durch die immer mehr anschwellende Menschenmenge, die hilfsbereit, aber unorganisiert, zusammenströmte. Die Bürgermeister, die übrigen „Väter der Stadt“, dann der Spritzenmeister waren bald zur Stelle, Wasserreihen bildeten sich von selbst, die Eimer flogen durch dieselben und kamen aber leider nur halbgefüllt zu den Spritzen — die vielen Kommandorufe, allen unverständlich, brachten nur noch größere Verwirrung.

„Da kommen die Turner!“ — rief plötzlich eine helle Stimme. Ohne Uebereilung, in ruhigem, festen Trabe, Mann an Mann nahte mit einer kleinen aber neuen, von der Feuerversicherungs-Gesellschaft C — dem Turnverein des Städtchens geschenkten Feuerspritze, eine Schaar von circa 30 jungen Leuten.

Als dieselbe den Platz erreicht hatte, kommandirte der Bürgermeister, aus der Menge herauspringend: „Halt!“ und wies den Turnern einen Platz an, von welchem dem Feuer nicht wirksam beizukommen war.

Der Führer der Turnerschaar machte Vorstellungen — der Bürgermeister pochte auf seine Stellung; die Turnerspritze blieb während des Wortwechsels unthätig, die andern Spritzen waren vielfach defekt und arbeiteten ohne Erfolg — das Feuer hatte schon mehrere Häuser ergriffen; es war die höchste Zeit, daß vor allem der Holzplatz gelöscht wurde. Die Mühle selbst mußte von vornherein preisgegeben werden.

Der Bach, welcher die Mühle trieb, floß an einer Seite am Holzplatz vorbei; von jener Seite aus konnte allein wirksame Hilfe kommen.

Mit wenigen Worten verständigte der „Turnwart“, der des langen Habers mit dem Bürgermeisterlein überdrüssig war, seine Genossen und in raschem Trabe ging es mit der Spritze, ohne der Zurufe und der Drohungen des gestrengen Herrn Bürgermeisters zu achten, der von Arretirung und Gefängniß sprach, um die Mühle herum und mitten in den circa zwei Fuß tiefen Bach hinein.

Wenige Kräfte genühten nun, die Spritze fortwährend mit Wasser zu speisen, und in kurzer Zeit flog der Wasserstrahl kräftig über den Holzplatz hinweg ohne Unterlaß, da die jungen Burschen im Hochgefühl, ihre körperliche Kraft einmal voll entwickeln zu können, mit ungemainer Anstrengung arbeiteten.

Nicht eine Viertelstunde war verflossen, als das Feuer auf dem Holzplatze völlig gedämpft war; die Brüststätte des für die Stadt selbst gefährlichen Feuers wurde dadurch erstickt. Die weiter entfernt stehende Mühle, aus welcher alle lebenden Wesen entfernt worden waren, wurde ihrem Schicksale überlassen und brannte völlig nieder.

Jetzt galt es, die naheliegenden Häuser zu löschen und somit dem Feuer, ehe es in die engen Straßen der Stadt selbst gedrungen, Einhalt zu thun.

Mit Anstrengung wurde von den Turnern die Feuerspritze den Bach hinaufgebracht und der Wasserstrahl gegen das dem dampfenden und tohlenden Holzplatz nächstliegende Haus gerichtet, während die „städtische Feuerwehr“ von dem „Spritzenmeister“, der ein guter Kupferschmied und ein guter Mensch, aber ein schlechter Musikant in Bezug auf das Feuerlöschwesen war, geleitet, ihre defekten Instrumente auf die beiden andern vom Bache entfernteren brennenden Häuser richtete.

Doch den vereinten Bemühungen gelang es nicht, das Feuer zu dämpfen; der Sturm tobte weiter und ein viertes der Stadt näher gelegenes Haus wurde vom Feuer ergriffen — allgemeines Jammergeschrei erfüllte die Luft.

Jetzt galt es. Der Turnwart schickte einen Turner nach dem Bürgermeister, um denselben zu eruchen, einige Personen den Turnern zu Hilfe zu senden, damit die bessern Kräfte des Turnvereins von der Spritze sich entfernen könnten, um das der Stadt zunächst liegende Haus, welches noch nicht völlig in Flammen stand, niederzureißen, damit es den Brand nicht weiter trage.

Der Herr Bürgermeister ließ antworten, daß er solchen „verrückten“ Plan nicht unterstütze; unterdessen brannte das Feuer weiter und näherte sich der Stadt.

„Laßt die Spritze im Bache stehen, die ganze Stadt ist in Gefahr, wenn wir jenes Haus nicht niederreißen“ — rief der Turnwart — „vorwärts also, wir retten die Stadt dem Bürgermeister zum Trost, und wenn wir deshalb morgen sämmtlich eingesperrt werden; die erste Kiege mit Kletterseil und Art, die zweite mit den Leitern und Hacken und die dritte je Einer mit einem vollen Eimer Wasser, um sie den steigenden Kameraden zu reichen — Marsch also und — still und entschlossen.“

Mit schnellem Schritte ging's den Bach entlang, dann halb-rechts zu dem letzten der brennenden Häuser. — Der Sturm hatte etwas nachgelassen; zuweilen brach das Mondlicht durch die eilenden Wolken. „Rasch jetzt, ehe der Sturm wieder anhebt,“ rief der Führer, dem die Kameraden freudig folgten. Und in wenigen Minuten sah man die durchnähten, grau gekleideten Gestalten im fahlen Mondeslichte an dem brennenden Hause emporklettern. Die Arthiebe erklangen, die Sparren und Giebel sanken nieder, da erhob sich der Sturm mit erneuter Gewalt. Die Stadt ist verloren, hieß es, da schon das fünfte Haus Feuer fing. Doch ehe man sich's versah, kletterten auch an diesem einige junge Männer empor und schleuderten die brennenden Sparren zur Erde.

Die dritte Kiege hatte inzwischen, da die Herren Väter der Stadt jede Hilfe verweigerten, die mit Wasser am Bache gefüllte Turnerspritze mit ungeheurer Mühe an die brennenden Häuser gebracht, und es gelang, mit einigen kräftigen Wasserstrahlen das Feuer an dem zuletzt vom Brande ergriffenen Hause zu dämpfen, während das Dach des vorher ergriffenen von den auf demselben arbeitenden Turnern nach und nach fast ganz abgetragen war und der Stadt keine Gefahr mehr bot.

Die Volksmenge hatte begriffen, daß die Gefahr vorbei war und daß allein die energische Handlungsweise des Turnvereins dieselbe abgewendet hatte; doch nicht die Väter der Stadt.

Die durchnähten und geschwärzten Turner schleppten noch Wasser herbei, um die Spritze wieder zu füllen, als der Bürgermeister, der sehr stille geblieben war, während die Stadt in Gefahr stand, in langsamem und, wie es fast schien, in schwankendem Schritte herzu kam und das Niederreißen der Häuser, die doch kaum angebrannt gewesen seien, tabelte und meinte, „daß wenn die Versicherungsgesellschaft C. den Schadenersatz nicht leisten wollte, denselben der Turnverein zu tragen hätte. Die Versicherungsgesellschaft C. habe übrigens dem Turnverein die Spritze auch nicht geschenkt, um damit die Häuser niederzureißen und den Schaden zu vergrößern.“

Ein Turner, ein lustiges Blut, hatte während der bürgermeisterlichen Rede in aller Stille ein gefülltes größeres Wassergefäß hinter den ehrenwerthen Herrn aufgeschlunzt und war in das Stockwerk des nahestehenden halb niedergebrannten Hauses gestiegen, während mehrere Kameraden, mit denen eine Verständigung getroffen, auf das Dach kletterten, — ein furchtbarer Schrei — ein Sturz — allgemeine Verwirrung — der Turner war auf den dicken Bürgermeister gefallen und dieser mit seiner schlechteren Hälfte in das Wassergefäß.

„Das Haus stürzt zusammen,“ riefen die Turner und liefen davon — Hilfe! Hilfe! schrie der Bürgermeister, dabei warfen die Turner, welche auf dem Dache waren, nach allen Seiten hin Balken herunter, es krachte und prasselte, daß es eine Luft war, und der dicke innen und außen gedrückte Herr Bürgermeister schrie in seiner Todesangst, daß es gleichfalls eine Luft war.

* * *

Das Feuer war völlig gelöscht — außer einigen Brandwunden, welche mehrere Turner davon getragen hatten, war kein

anderes Unglück geschehen, als daß am andern Tage die städtische Feuerwehr und vor allem der „Spritzenmeister“ am Ragenjammer litt.

Der Bürgermeister hatte acht Tage lang einen tüchtigen Schnupfen und einen ebenso tüchtigen Husten — sein Ragenjammer dauerte nur zwei Tage.

Der Turnwart erhielt nun eine polizeilich-bürgermeisterliche Strafverfügung wegen Ungehorsams bei dem Brande — die richterliche Entscheidung, welche angerufen wurde, fiel zu Ungunsten des Herrn Bürgermeisters aus, da sie mit Freisprechung des Turners endete, aber inzwischen hatte der Herr Bürgermeister schon an die Regierung und an die Versicherungsgesellschaft folgenden Bericht abgefaßt:

„Hohe, eventuell löbliche — — —
Hierdurch theile ich Ihnen mit, daß bei dem an dem . . . ten

bei furchtbarem Sturme stattgehabten Brande, der die ganze Stadt zu vernichten drohte, es meinen und den Bemühungen der städtischen Feuerwehr gelungen ist, den Brand unter eigener Lebensgefahr zu dislozieren. Dem Uebereifer der hiesigen Turnerfeuerwehr, die sich leider einen nicht einheimischen Gesellen zum Führer gewählt hat, ist es zu verdanken, daß zwei Häuser, die eigentlich nicht in Gefahr standen, mehr oder weniger demolirt wurden. X. X., Bürgermeister.“

Das Gericht entschied bald darauf, daß es nach allseitigen Zeugenaussagen feststehe, daß nur die Ansicht und die Aufopferung und zwar vielfach unter Gefahr des eigenen Lebens der Mitglieder des — — — Turnvereins die Stadt vor großem Brandunglücke bewahrt habe. Einer Bestrafung eines Mitgliedes dieses Vereines wegen „Ungehorsams bei dem Brande“ könne deshalb nicht stattgegeben werden.

Der Erbonkel.

Novelle von Ernst von Waldow.

(Fortsetzung.)

Der Morgen des 25. Mai brach hell und strahlend an, einen schönen Tag versprechend.

Einzelnen hatten die Familienglieder dem „verehrten Geburtstagskinde“ ihre Glückwünsche abgestattet, mit Ausnahme des philosophischen Schuhlickers, der die alten Stiefel der Meier'schen Kinder ausbesserte und dabei neue Beweise für die Idealität der Zeit zu finden bemüht war.

In dem kleinen Hause mit den grünen Fensterladen half Köschchen, als der Nachmittagskaffee eingenommen war, ihrem Jakob in die engen Ärmel des schwarzen Konfirmationsfracks, den er auch zur Trauung getragen, da der Erbonkel dies entschieden gewünscht. Der böshafte alte Mann wollte damit die stolze Schwiegermama ärgern, was ihm auch glücklich gelungen war.

Die junge Frau fand ihren Gatten selbst in dieser Toilette sehr hübsch und lieb, und das Geschäft des Anziehens — sie knüpfte ihm auch die blaueidene Halsbinde immer selbst — ward dadurch verzögert, daß Jakob jede kleine Dienstleistung sofort mit reichlich gegebenen und gern genommenen Küffen bezahlte. Jetzt aber war es höchste Zeit für Köschchen, an die eigene Toilette zu denken.

Ein bunt geblümtes Kattunkleid ward eilig über einige sehr gesteierte Unter Röcke gezogen, der Granatenschmuck angelegt und eine rosa Schleife in das volle Haar gesteckt. Da war sie nun fertig und hing sich mit glühenden Wangen und vor Vergnügen glänzenden Augen an den Arm ihres jungen Gatten, dessen harte Hand in ihren kleinen, festen Händen zärtlich drückend, und sich weder an die zu kurzen Ärmel des Fracks, noch an den zu großen schwarzen Cylinder stoßend, den Meister Jakob stolz auf den Hinterkopf zurückgeschoben trug.

Die jungen verliebten Leutchen hatten sich doch ein wenig verspätet, denn als sie den Garten betraten, war die Familie, bis auf Adalgunde, die sich noch einmal hatte heim begeben müssen, um das Flacon der Mama zu holen, versammelt.

Die Thüren des Lusthauses waren weit geöffnet und so konnte die innen befindliche Gesellschaft den Weg und die ihnen Nahenden bequem mustern.

Neben dem Erbonkel saß die Hofrätin und an ihrer linken Seite Meister Johann. Emmerenzia und Martha hatten sich zur Rechten des Gefeierten plazirt.

Der alte Herr blickte jetzt mit einem freundlich sein sollenden Grinsen um den zahnlösen Mund auf das sich nähernde Paar, und meinte dann, zu Dame Edeltrud gewendet:

„Die passen zusammen, als wenn die Tauben sie ausgelesen. Eine kleine, dralle Handwerkerfrau das Köschchen, wie geboren für einen fleißigen, jungen Meister. Se da, Frau Jakob Bartels, geborene von Bartels — warum so spät?“

Während die Hofrätin sich auf die Lippen biß, Martha und Emmerenzia einander spöttische Blicke zuwarfen, trat Köschchen unerwartet näher, stattete feierlich ihren Glückwunsch ab, und erzählte dann, wie sie erst das Vespebrod für sich und die Lehr-

jungen habe bereiten wollen, dann dem Gatten geholfen, sich in den Staat zu werfen und zuletzt auch sich selbst ein wenig schön gemacht habe — da sei die Zeit vergangen.

„Habt ihr euch schon gezannt?“ fragte der Erbonkel gut gelaunt.

„D ja“ — antwortete Jakob schnell.

„So — warum denn das — sollst du dich vielleicht um ein Adelsdiplom bewerben, Junge?“

Köschchen lachte heiter, erröthete dann aber züchtig, als der junge Ehemann in übermüthiger Laune erklärte:

„Wir haben uns immer nur dann gezannt, wenn sie mir einen Kuß verweigert hat.“

Emmerenzia warf einen schwärmerischen Blick zum Himmel, indessen sie das Gelöbniß that, wenn ihr je noch einmal ein verspätetes Liebesglück blühen solle, nie zu solchen Klagen Veranlassung zu geben.

Meister Johann mischte sich jetzt in das Gespräch, seiner Schwiegertochter, die sich an seiner Seite niedergelassen, scherzhafte Vorwürfe über ihre Sprödigkeit machend. Die junge Frau hatte mittlerweile ihre Fassung wieder bekommen und vertheidigte sich muthig gegen diese Angriffe, indem sie erzählte, daß Jakobchen justament, wenn sie in der Küche oder Waschkammer recht beschäftigt sei, die Milch am Feuer stünde, oder die Seife im Kessel überzukochen drohe, plötzlich erschiene und einen Kuß von ihr begehre — bei welchem einen es dann natürlich nicht bliebe.

Die arme Hofrätin saß wie auf Nadeln bei diesem unästhetischen Gespräche und athmete erleichtert auf, als sie Adalgundens weißes Kleid um die Rosenhecke, am Ende des Weges, flattern sah. Aber ihre Miene verdüsterte sich bald wieder, als sie neben der zierlich herausgeputzten Lieblingstochter den langen Ladiendiener Hans, ebenfalls in Festtoilette, herschreiten sah. Adalgunde beging dabei noch die der Mama ganz unbegreifliche Taktlosigkeit, eine sehr lebhaft konversation mit diesem untergeordneten Individuum zu führen und seine an sie gerichteten Worte — möglicherweise waren es sogar Schmeicheleien — freundlich zu belächeln.

Den scharfen Augen der dicken Martha war das nicht entgangen. Das alte Fräulein war keineswegs so gutmüthig, wie es den Anschein hatte; ein Blick auf Schwester Emmerenzia hatte ihr gezeigt, daß die noch immer nicht verheilte Herzenswunde beim Erscheinen des Treulosen zu bluten begann, und deshalb meinte sie, mit freundlichem Kopfnicken zu der Hofrätin gewendet:

„Noch ein Pärchen — schau, die Beiden scheinen sich ja recht gut zu vertragen, passen nicht übel zusammen!“

„Fräulein Schwägerin!“ fuhr die geborene v. Redenstein entriistet auf, „das ist eine Beleidigung, welche ich mir allen Ernstes verbitte.“

„Nun, nun, nichts für ungut, Frau von Bartels,“ begütigte Martha, während ihr fleischiges Gesicht gleich mild und freundlich blieb, „wenn halt ein Mädchen ledig geblieben ist, da spricht

man vom Heirathen, das ist ja gut gemeint, denn übrig bleibt eben keine gern."

Der Erbonkel verhielt sich schweigend, zerstreut blickte er auf, es schien ihn irgendein Gedanke angelegentlich zu beschäftigen, er hätte sich sonst den Spaß nicht entgehen lassen, die streitenden Parteien noch mehr aufeinander zu hezen.

Mittlerweile war von Adelgunde und ihr Begleiter in das Lusthaus getreten. Hans sah heute gar stattlich aus. Er hatte seine großen Hände in ziemlich enge graue Zwirnhandschuhe gezwängt, war frisch gewaschen, sogar rasirt, und die flachblonden Haare, von Frau Gertruds kunstfertiger Hand arrangirt, waren zu einem Lockentoupet geordnet. Den langen Hals umschlang heut eine himmelblaue Kravatte, was zu Ehren Adelgundens geschehen war, da diese die blaue Farbe so liebte und eine lichtblaue Schärpe auf dem weißen Kleide, einen Bergißmeinnichtzweig in den blonden Locken trug.

Da die Gäste sämmtlich versammelt waren, denn auch der Hofrath, der einen kleinen Spaziergang durch den Garten gemacht, gesellte sich zu ihnen, ward die große Biskuittorte, Schwester Martha's Gabe, angechnitten, und eine Flasche guten Weins aus dem Wallfischkeller geleert. Die Unterhaltung blieb ziemlich monoton, denn der Festgeber war immer noch ungewöhnlich schweigsam und gedankenvoll, und von Zeit zu Zeit glitt ein forschender Blick über die lange Gestalt des schwächlichen Hans, der durch das strenge Gebot der Hofrathin, welche ihre Erstgebörne zu sich gerufen, von Adelgunde getrennt worden war. Wäre nicht das junge, lustige Ehepaar gewesen, das auf die Späße und Redereien des Schreinermeisters und Frau Friederikens stets heitere, schlagfertige Antworten hatte, — das Festmahl hätte eher einem Leichenschmause geglichen.

Der Abend senkte sich herab, die Rosen hauchten ihre berausenden Düfte, in der Ferne begann eine Nachtigall zu schlagen. Köschen und Jakob hatten sich unter dem Vorwande, einige Rosen für den Dunkel zu pflücken, erhoben und wandelten, Arm in Arm geschmiegt, den grasüberwachsenen Kiespfad entlang, einander halbaisert zärtliche Worte zusüßternd, ja, Tante Martha wollte sogar gesehen haben, daß stets, wenn eine Rose gepflückt, auch ein Kuß geraubt ward.

Hans senkte sehnachtsbang bei dieser Bemerkung, und seine zärtlichen Blicke suchten die erröthende Adelgunde, deren feuchtglänzende Augen mehr als Worte sagten.

Der Meister Johann überhörte sich im Stillen die mühsam auswendig gelernte Anrede, welche er bei der Abendmahlszeit halten wollte, Emmerenzia, durch den süßen Gesang der Nachtigall poetisch angeregt, reimte heimlich Herz und Schmerz, Brust und Lust, Sehnen und Thränen zusammen, Frau Friederike und Martha mokirten sich ein wenig über den Hochmuth der vornehmen Schwägerin, und diese thronte in unnahbarer Erhabenheit, wie ein alter Adler auf einsamer Felsklippe, der verachtungsvoll hinabschaut auf das gemeine Geflügel.

Der kleine Hofrath war wiederum verschwunden, was übrigens

niemand auffiel, da man nicht eben sehr auf ihn zu achten pflegte!

Die Schatten wurden länger. Da nahte schon Frau Gertrud mit einer rüstigen Magd. Beide trugen einen langen, vollgepackten Korb. Auch die häßliche Haushälterin hatte sich „schön gemacht“ und eine Haube mit hochrothen Bändern aufgesetzt, die vielleicht vor zwanzig Jahren einmal modern gewesen war.

Die Damen wurden ersucht, aufzustehen, damit der Tisch festlich gedeckt werden könne. Martha's und Frau Friederikens Hülfe ward dankbar abgelehnt, und so trugen denn diese beiden ihre Stühle vor das Lusthaus und setzten dort ihr angefangenes interessantes Gespräch fort.

Emmerenzia hatte sich zu der Hofrathin gesellt, während Adelgunde sich weiterhin in den Garten begeben, und Hans ihr nachgeschlichen war, unbemerkt, wie er meinte.

Als der Tisch gedeckt und die Gartenleuchter aufgestellt waren, sandte Gertrud die Magd in die Küche zurück, um die fertigen Speisen zu holen, sie selbst trat in den Eingang der Laube, wo der Erbonkel, der gleichfalls seinen Platz verlassen, stumm und apathisch an dem grünesirichenen Posten lehnte.

„Lieber Herr, Sie sind ja heute so stille, Sie werden sich doch nicht verkühlen?“ begann Frau Gertrud mit sanfter Stimme das Gespräch.

Jakob wandte sich um, seine Augen hatten einen fieberischen Glanz. „Nein, nein, mir ist ganz wohl; ich dachte, und just heute mehr als je, an die vergangene Zeit, — mir ist, als wenn sie dort um die Ecke biegen müßte, wo die dunklen, hohen Rosenbüsche stehen, — weiße Rosen waren ihre Lieblingsblumen, — arme Dorothea, sie blühen auf deinem Grabe, — ja, das ist lange, lange her!“

„Lieber Herr, denken Sie nicht daran, das thut nicht gut.“

„Hast recht,“ entgegnete Jakob verdrießlich, „ich weiß selbst nicht, warum mir heut die alten Geschichten wieder zu Sinne kommen, — vielleicht sind die dummen Liebesleute dort schuld daran. Jedenfalls that ich unrecht, sie so weich zu betten. Wenn sie nur recht viel zu arbeiten und zu sorgen hätten, würden ihnen nicht solche Allotria einfallen, wie Rosenpflücken und Küßen — dummes Volk das!“ Herr Jakob schloß fast ingrimmig seinen Sermon und trat in die Laube an den Tisch zurück. „Wird das Essen bald kommen?“ fragte er dann ungeduldig. Ehe aber Gertrud im Stande war, eine beruhigende Antwort zu geben, fuhr er nachdenklich fort: „Sag' mir ehrlich, Alte, ob wir recht gethan haben, den Buben so zu erziehen, heut kommen mir auf einmal Strupel. Hast du etwa bemerkt, daß er der blonden Seufzerprinzessin, der Adelgunde, nachgeht? — Das sollte mir noch fehlen, da sollte der Teufel —“

„Aber, Herr Jakob, wer wird denn so lästerlich fluchen, und zumal noch am Geburtstag!“ unterbrach erschreckt Gertrud, und beschwichtigend setzte sie hinzu: „Sorgen Sie sich nicht, das ist nur so ein kleiner Spaß, der Hans denkt an solche Liebeleien garnicht, dazu ist er zu gut erzogen.“

(Fortsetzung folgt.)

Parlamentarier.

VI.

Freiherr Georg von Vinde. Ein Altliberaler — man würde jetzt sagen: ein Freiconservativer — vom reinsten Wasser; er nannte sich selbst den Mann des Rechtes und nicht des Geldes, aber er war der Mann des Privilegiums.

Vinde's Blick war fortwährend auf England gerichtet; ihn, den niederdeutschen, den westfälischen Edelmann, heimelte die Erhaltung und Ausbildung des mittelalterlichen Standewesens in Großbritannien an. Daß Vinde kein bedeutender Historiker war, geht aus dem Ernste hervor, mit dem er sich bemühte, die Ständewirtschaft in Preußen wiederherzustellen, in demjenigen Staate, in welchem das Königthum mit eiserner Faust auf die Kammer der Herrenrechte den modernen Staat mit seiner militärisch-bureaucratischen Hierarchie gesetzt hatte.

An diesem Mangel an geschichtlicher Erkenntniß ist der sonst recht talentvolle Freiherr gescheitert und zum Don Quixote geworden.

Vinde wollte ein englischer Peer werden; der Grundbesitz sollte die politische Bedeutung für ihn und seine Standesgenossen abgeben. Ueberall empfahl er England als den großen Lehrmeister Deutschlands. Ob diese Empfehlung bei bestimmten Anlässen paßte oder nicht, das war dem fanatischen Anhänger der britischen Verhältnisse gleichgiltig.

Wie erst Vinde übrigens seine Mission aufgab, geht aus dem Worte hervor, welches er 1846 auf dem westfälischen Provinziallandtage sprach: „Die Zeit muß kommen, wo der Adel eine mächtige

Mauer bildet zwischen Thron und Volk, und beide vor gegenseitigen Uebergriffen schützt.“

Vinde möchte somit den Adel zum Volksbeschützer machen! Wir danken gehorsamst. Daß er dabei nicht merkte, wie sich in England selbst die Verhältnisse immer mehr verschoben, wie gar die privilegierte Peerskammer an Einfluß immer mehr verlor, ist kein Zeichen seiner bedeutenden Umsicht, — er hatte sich einmal in eine Idee verrannt, nämlich durch konstitutionelle Formen den privilegierten Adel an das Ruder des Staats und der Gesellschaft zu bringen, in eine Idee, an deren Ausfühbarkeit Vinde ganz allein glaubte.

Im übrigen steifte sich Vinde fortwährend auf den „Rechtssboden“; ihm war jegliche Gewalt verhaßt. Er merkte nicht, daß dieser sein Rechtssboden veränderlich war, daß ihn die Gewalt so oder so aufspulte. Er begriff nicht, daß ein Wahlgesetz oktroyirt werden konnte, und nachdem es oktroyirt worden war, ließ er sich trotzdem wählen. Er trat sogar denen gegenüber, welche die oktroyirte Verfassung angriffen, indem er den „Rechtssboden“ proklamirte und demnach die Gewalt perhorreszirte.

Hier haben wir bei der Beurtheilung Vinde's nur einen Ausweg. Die Contrerevolution war ihm, dem reichen Junker, jedenfalls genehmer, als die Revolution, und da verließ ihn der „Rechtssboden“; da begriff er zum erstenmale das geflügelte Wort: „Macht geht vor Recht“, da brachte der Eigennutz den Rechtssnarren zur Vernunft.

Georg von Vinde war im Jahre 1811 in Kreife Hagen (Westfalen) geboren; in den Jahren 1837—48 war er Landrath des Kreises;

1847 Mitglied des vereinigten preussischen Landtags, 1848 Mitglied der deutschen Nationalversammlung, in derselben konstitutionell und erblicherlich mit ständischem Hinterhalt, 1849 Mitglied der zweiten preussischen Kammer und zwar bis 1855, in welchen Jahren er die Fraktion Linke bildete und unbeschränkter Herr der Beschlüsse des Abgeordnetenhauses war. 1858—1863 war er gleichfalls Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses; sein Einfluß aber war geschwunden, er zog sich darauf vom parlamentarischen Leben zurück. 1866—67 bewarb er sich wieder um einen Sitz, wurde aber in seinem heimischen, westfälischen Kreise nicht gewählt, sondern erhielt ein Mandat für Stargard in Pommern.

Im Norddeutschen Reichstage war er kurz vor seinem Tode eine Zeitlang Abgeordneter, ohne sich irgendwie hervorzutun. Sein Stern war im Erlöschen, — der „Kladderadatsch“ hatte sich nach einer Rede seiner bemächtigt:

„... Aber das liegt klar zu Tage, daß der Maisonneur von Stargard ein konfusier Narr ward.“

Theure Hotelrechnung. (Bild Seite 100.) Das Pflaster der großen Stadt ist theuer und die Großstädter gleichen in einer Beziehung alle ihrem Halbgothe Bismarck — sie nehmen das Geld, wo sie's kriegen. Der Herr Schulze von Kirchen ist zwar ein reicher Mann; sein Gut ist das größte im Dorf, Schulden hat es keine und an Stelle der alten, großen Weithalerstücke liegen, seit die Markzeit angebrochen, die neuen, fast ebenso großen Fünfmärkstücke zu Hauf bei einander. Er hat's also, der Herr Schulze, und er läßt sich auch nicht gerne lumpen! Drum ist er eben, als er seit langen Jahren wieder zum erstenmal aus seinem von der Eisenbahn noch nicht berührten Dorfe in die Hauptstadt mußte und Kind und Regel mitzunehmen beschloß — damit sie auch einmal das tolle großstädtische Treiben sähen — in ein feines Gasthaus gegangen, hat zwei Zimmer im ersten Stock vornheraus bezogen, hat Mittags „Tabel todt“, oder wie das vertrackte Wort heißen mag, gespeist und wollte nun, seiner bürgerlichen Stellung und seines Reichthums würdig, mit einem solennen Abendessen schließen, um mit dem Nachzug wieder der Heimat zuzueilen. Aber diese Rechnung! Das ist ja beinahe zum Haarausraufen. Logis — 10 Mark; Frühstück 6 Mark; Table d'hôte, drei Couverts (die beiden kleineren Sproßlinge hatten natürlich zusammen an einem Couvert genug) 6 Mark; Abendessen mit zwei Flaschen Wein 10 Mark; Bou-Bu-Boungies (was das ist, weiß der Teufel!) 2 Mark; Service (das hat der Herr Schulze auch nicht verlangt, aber bezahlen muß er's doch!) 1 Mark — Summa Summarum 35 Mark — für einen Tag — das ist zum Tollwerden! Doch was hilft's, gezahlt muß werden und wenn's auch eine Prellerei ist, die zum Himmel schreit. Ja, die guten, alten Zeiten! Gut wenigstens in der Reellität dessen, was man kaufte, und in der Billigkeit der Preise; aber heute drängt in der Jagd nach dem Rammhorn einer den andern, und dabei gehen Reellität und Billigkeit rettungslos zum Teufel!

Wiener Lebensbilder.

I.

Sie wünschen Briefe aus Wien? Aber Wien ist nicht mehr das Wien der „guten alten Zeit“, wo Freude und Frohsinn herrschte, wo die Silberwanziger klangen und die Harfenisten sangen, wo Gemüthlichkeit an allen Ecken und Enden weilte und das Ungemüthliche wieder auf die gemüthlichste Art und Weise vertuscht wurde. Es ist nicht mehr dieselbe Stadt, von der einst das geflügelte Wort galt:

„s gibt nur a Kaiserstadt, s gibt nur a Wien!“

Schiller noch besang sie als die „Stadt der Phäaken“, wo „immer am Herd sich der Spieß dreh“; aber diese schöne Zeit ist schon lange vorüber, und wenn man zwar in der Epoche des „volkswirtschaftlichen Aufschwungs“, wo alles an die ewige Dauer des Schwindels glaubte und die „höchste Fruktifizierung“ ihre Orgien feierte, einen neuen Anfang zu nehmen schien, so war der Lagerkammer der nachtrachtlichen fünfhalb Jahre ein desto größerer. Die jetzt nach vier Jahren noch immer wachsende Anzahl der Konturre, namentlich neuestens zahlreicher Gastwirthe und Restaurateurs; die schauerlich überhandnehmenden Verbrechen und Selbstmorde; die Ueberfüllung der Gefängnisse und Asylhäuser, welche die Menge der Obdachlosen nicht zu fassen vermögen, dabei das Leerstehen so vieler Wohnungen; der Minderertrag aller Steuern, besonders der indirekten, trotzdem die Einwohnerzahl stets stieg und durch Einrechnung einiger entlegener Dörfer glücklich auf eine Million gebracht wurde, — alles dies dürfte wohl zur Genüge beweisen, daß das Phäaken-Zeitalter schon lange hinter uns liegt.

Ja, wäre Wien noch das alte, das fröhliche, das gemüthliche, so würde es sich wohl lohnen, daraus Berichte für ein Unterhaltungsblatt zu schreiben; aber so: die Gemüthlichkeit ist längst entweder im allgemeinen Erlöschen erstickt oder in der Verjudung des gesammten öffentlichen Lebens untergegangen (wobei ich aber bitte, mich nicht mißzuverstehen, da mir nichts ferner liegt, als der jüdischen Rationalität oder Religion irgendwie nahezutreten, sondern den Ausdruck „Verjudung“ lediglich als einen terminus technicus betrachte für ein System, welches den schönsten Egoismus mit der aufdringlichsten

Arroganz vereint). Der Rimbus der „einzigen Kaiserstadt“ ist selbst im Bereich deutscher Zunge verschwunden, seit die „freie Konkurrenz“ sich auch auf diesem Gebiete geltend macht und die Kaiserstadt an der Spree stolz mit der älteren Donaustadt rivalisirt. Daß es aber auch nicht mehr „nur a Wien“ gibt, das haben wir erst vor einigen Wochen aus dem Berliner „Gewerbverein“ erfahren, wo Herr Hugo Polke in seiner heiligen Einfalt sich darüber lustig macht, daß am heurigen Sozialistenkongresse zu Gent ein und derselbe Delegirte Lyon und Wien vertrat. Der gute Knabe scheint nie etwas von einer Stadt Wien gehört zu haben und übersetzt den Namen flugs mit „Wien“. Und da wir wiener Sozialisten nicht wußten, je einem lyoneser Arbeiter ein Mandat gegeben zu haben, woran uns unter anderen Kleinigkeiten auch die sprüchwörtlich gewordene „Freiheit wie in Oesterreich“ hindert, so mußten wir annehmen, daß sich in der „Gewerbvereins“-Geographie ein zweites Wien befindet, welches unbekannt wo, jedenfalls aber sehr weit von Lyon liegen muß, sonst könnte es Herr Polke doch nicht so sonderbar gefunden haben, daß ein Delegirter beide Städte vertrat. — Wo also in dieser traurigen Zeit des Krachs und des Elends noch das Zeug hernehmen, um den Lesern der „Neuen Welt“ Erbauliches und Erquickliches aus Wien zu berichten?

Doch ich will's versuchen. Gibt es ja glücklicherweise noch einige Orte, wohin sich Reste der alten wiener Gemüthlichkeit geflüchtet, und wenn dieser Orte auch nur wenige sind, so liefern sie doch dem unbefangenen Beobachter eine Fülle von Ausbeute. Den ersten Rang unter diesen Stätten wiener Gemüthlichkeit nimmt unbestritten der — Gerichtssaal ein. Wir scherzen nicht im mindesten; wir Wiener sind es längst gewöhnt, das öffentliche Leben unserer Haupt- und Residenzstadt in den Verhandlungssälen der verschiedenen Gerichte pulsiren zu sehen, und namentlich die letzten Jahre haben uns in dieser Beziehung die lehrreichsten Belege geliefert. Wer erinnert sich nicht an den Prozeß Osenheim, in welchem der ehemalige Student mit den zerrissenen Stiefeln, nachher gefeierter „Volksmann“ und später Bürgerminister, nunmehriger vierfacher Verwaltungsrath und Oberkurator der wiener Sparkasse, Erzellenz Dr. Karl Gistra, die Trinitätheorie zu hohen Ehren und auch zur gerichtlichen Anerkennung brachte? Und zwischen Osenheim und Nachtmel, dem Verräther des Uchatius'schen Stahlbronze-Geheimnisses, dessen Prozeß erst in den jüngsten Tagen spielte, liegt eine lange Reihe ähnlicher Verhandlungen, die alle mehr oder weniger ein getreues Bild von unserem öffentlichen Leben mit seiner ganzen Korruption und all' den gesellschaftlichen Gebrechen, die dasselbe durchziehen, geben.

Räthsel.

Ein Glied, ein Fluß, ein deutsches Land
Wird mit demselben Wort genannt;
Darin ein kleines Zeichen schiebe
Und seh' ein andres dafür.
So nennet es ein Wesen dir
Im nördlichen Polarbereiche.

F. B.

Korrespondenz.

Konstantinopel. B. L. Auch durch andere Vermittlung als die Ihre hat man sich von Konstantinopel aus um die Nr. 4 uneres Blattes bemüht. In den Palast des Sultans wird dieselbe allerdings wohl nur durch Ihre Verbindungen eingedrungen sein. Uebrigens wenn auch unsre Aufmerksamkeit mit dem türkischen Außenpost momentan Berührungspunkte findet, so wird doch die Tendenz der „N. W.“, wie sie überall in und zwischen den Zeilen hervorquillt, auf wenig Verständnis und wohl auf gar keine Freundschaft bei den Anhängern des Propheten zu rechnen haben. — Für die zuletzt gesendeten Blätter, „La Turquie“ und „Stamboul“, freundlichen Dank. Der Artikel über Osman Pascha in ersterer ist ebenso interessant, als die in letzterer enthaltene Uebersetzung der Begleitseiten zu den Grewelstücken in Nr. 4 u. VI. trefflich ist. — Nach Montreux-Clarene ist das zweite Heft Ihrem Wunsch gemäß sofort abgefordert worden.

Greifswald. L. E. Was Sie thun sollen, einen Jhnen „sehr nabestehenden 48jährigen Mann von einer wüthenden Liebe“ — „einer Liebe zum Todtschießen“ — zu einem 15jährigen Mädchen zu heilen? Nun, ist's wirklich eine „Liebe zum Todtschießen“, so lassen Sie den Jhnen Nabestehenden nur zuschießen. Auf einen Narren weniger kommt's heutzutage nicht an. Sollte Jhnen indeß der Mann so nabestehen, daß die Angel, die er selbstmörderisch abseuert, Sie treffen könnte, so bringen Sie vor dem Anallekt lieber noch ein paar kalte Douchen auf das liebestehende Gehirn in Anwendung.

Wien. Fr. B. Ihr Brief ist unserer Expedition übermittleit worden. Derselbe erfüllt Ihre Wünsche so rasch als möglich.

Kaufbeuren. W. Wollen Sie mit Herrn Dr. M. in Korrespondenz treten, so bedienen Sie sich gefälligst unserer Vermittlung.

Berlin. S. R. Sie haben ganz recht, wenn Sie meinen, daß in einer Volksversammlung Fremdwörter möglichst vermieden, jedenfalls nicht so reichlich gebraucht werden sollen, daß dadurch „der Sinn ganzer Sätze für die anwesenden Arbeiter unverständlich“ wird, wie Sie das in einer sozialistischen Versammlung in vor. M. bemerkt zu haben meinen. Ebenso ist wahr, daß lange, künstlich konstruirte Sätze den Eindruck einer Rede schwächen. Bedenken Sie jedoch, daß jeder zunächst so spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und nur sehr wenige so des Wortes Meister sind, daß sie die Form ihrer Rede stets dem Verständnisse ihres Hörerkreises anzupassen vermögen.

Berlin. A. G. Ihr Gedicht „Scheidegruß der Konstruirten“ zeigt treffliche Genügnung und anerkenntenswerthes Streben. Mit dem poetischen Vermögen ist es aber weniger gut bestellt. Verse wie:

Es ist bestimmt im hohen Rath, dem wohlthovorgelassen,
Dah heut wir werden Kuchlsolbat, drum anhebt den Graß, den letzten,
und Silber, wie die von der „dumphen Herzenschwülle“, von dem, „wiedernden Dampf-rost“ sind nicht gelungen. Doch nehmen Sie sich's nicht zu Herzen, daß wir Sie nicht als guten Dichter anerkennen; der Achtung, die wir dem guten Sozialisten zollen, thut dieser Mangel gar keinen Abbruch.

(Schluß der Redaktion: Freitag, den 16. November.)